

Nun hat er Dir Mariens Theil gegeben,
Nun ist Dir Alles still und Alles klar.

Wie schön, wie friedlich bist Du nun gebettet
In Deines Heilands sicher'm Friedensschloß. —
O, selig, selig Alle, die Ihr fandet
Im Heimwärtsgeh'n das schönste, reichste Loos!

Wie sehnsuchtsvoll mit glühendem Verlangen
Schwingt unser trauernd Herz sich himmelan,
Dahin Ihr nun zu ew'gem Heil gegangen,
Und sehnt sich nach dem Ziel der Pilgerbahn.

Ihr seid daheim! O, faltet Eure Hände
Zum Vater, daß auch wir bald heimwärts geh'n,
Daß sich die Seele freudig, jauchzend wende
Zum Reich des Herrn — zum sel'gen Wiederseh'n!

S c h ö n l i n d e .

Von

Pauline Schanz.

Der Eisenbahnzug fuhr brausend und dampfend durch die grüne, sonnige Frühlingslandschaft, die graue, gewundene Rauchschlange hoch hinaus in die lichterfüllte Bläue wirbelnd.

An einem Waggonfenster war der Kopf eines jungen Mädchens sichtbar, ein hübscher, blondlockiger Kopf, dessen blaue Augen, über die anmuthige Landschaft hinweg, ungeduldig, sehnsüchtig in die Ferne schauten. Der jungen Reisenden schien die tausende Fahrt noch viel zu langsam, zu schneckenhaft zu gehen, sie hätte wohl die Schwingen der Vögel haben mögen oder mit den weißen Windwölkchen fliegen wollen, irgend einer lachenden Zukunft, einem heiteren Glücke entgegen.

Das junge Mädchen bog sich zurück und lehnte sich mit einer unruhig gelangweilten Geberde in die Lehne des Sitzes. Verstohlen unter ihren langen Wimpern sah sie zu ihrer Nachbarin hin, welche die gegenüber befindliche Ecke des Coups's einnahm.

Diese war gleichfalls ein junges Mädchen, ungefähr in dem Alter des zuerst erwähnten, von diesem aber in mancher Hinsicht verschieden.

Die Erstere trug einen hellfarbigen, modischen, fast ein wenig auffallenden Sommeranzug, auf ihrem blonden, lockigen, hochfrisirten Köpfschen schwebte ein kleines Hütchen, ein hübsches Kunstwerk aus Stroh, Bändern und Blumen bis tief auf das rosige, frische, junge Gesicht herab. Dieses Gesicht zeigte in Linien und Ausdruck auch nicht die mindeste Spur eines Leides oder Kummers; eine Blume, die noch kein rauher Lusthauch getroffen. Und doch in diesem glücklichen Blumengesicht lag ein Zug, der nicht angenehm berührte, ein Zug von Selbstbewußtsein, Uebermuth, und dieser Zug trat jetzt eben sichtbarer hervor, wie die Blicke musternd in die andere Ecke des Coupe's hinüberflogen.

Jenes junge Mädchen trug nur ein schwarzes Kleid von einfachem Schnitt und Stoff, einen schwarzen Strohhut ohne Schmuck; eine Reisetasche von Wachstuch lag neben ihr und in ihren Händen hielt sie ein Schirmchen, welches weder neu noch elegant war.

Ihr Haar war gleichfalls blond und floß in natürlichen Locken in ihren Nacken, ihre Augen waren blau, aber von Schatten umgeben, als ob sie vor nicht gar langer Zeit viel und bitter geweint hätten, selbst ihr Gesicht hatte in seinen Zügen etwas Aehnlichkeit mit dem ihres Gegenübers, aber es war bleich und schmal.

„Wer mag sie sein?“ dachte die Andere; „als ich in den Waggon stieg, saß sie schon darin, eben so stumm und ernst wie sie schon den ganzen Weg daher dasitzt. Alle Eckplätze waren schon besetzt, ich mußte ihretwegen mit einem Rücksitz fürlieb nehmen, von welchem aus ich den Thurm von Schönlinde nicht anders erblicken kann, als wenn ich mich aus dem Fenster biege. Sie trägt ein ganz gewöhnliches Kleid und sieht im Ganzen genommen sehr ärmlich aus, so daß ich mich wundere, weshalb sie nicht lieber dritter Klasse fährt. Wer sie nur sein mag, wohin sie reist und weshalb so allein? Doch ich fahre ja auch allein, weil Papa mich nicht abholen konnte.“

Die Langeweile und Neugierde bewogen das junge Mädchen endlich, daß sie ihre stille Nachbarin anredete; einmal der Bann des Schweigens gebrochen, floß ihre Rede lustig wie ein entfesselter Waldstrom dahin. Sie erzählte von ihrer Heimath, dem schönen Rittergute ihrer Eltern mit dem schloßartigen Herrenhause, dessen Thurm bis weit in die Ferne hinausragt, von dem Reichthume und der Güte ihrer Eltern, von dem Leben in der Hauptstadt, wo sie ein Jahr lang eine Pension besucht habe, von der sie heute nun wieder in ihr Vaterhaus zurückkehre. O wie freute

sie sich auf das fröhliche Leben daheim; die Mutter sei wohl kränzlich, aber mit ihrem Papa und ihrem Bruder würde sie ausfahren und reiten, ja auch reiten, denn sie hatte ein hübsches Pony und ein grünes Reitkleid. Der Papa würde nächstens einen Ball geben, einen glänzenden Ball, um ihre Wiederkehr zu feiern.

So plauderte sie fort und das blasse Mädchen hörte ihr zu und gab nur wenig Auskunft auf die neugierigen Fragen, welche an sie gerichtet wurden, und was sie sprach klang fremd und hatte einen eigenthümlichen Accent.

Ihre Eltern waren beide todt, die Mutter schon lange gestorben und den Vater hatte sie erst unlängst verloren; er war arm gewesen und hatte weit von hier in einem fernen Lande gelebt. Nun kam sie in Begleitung ihres Vormundes, um Verwandte in Deutschland aufzusuchen, wie der Vater ihr befohlen habe. Verwandte, die sie noch gar nicht kenne, von denen sie früher nie gehört hatte.

„Daß sie arm sei,“ dachte ich gleich. „Sie geht, um das Gnadenbrod bei Verwandten zu essen, die sie vielleicht unfreundlich aufnehmen werden. Wie schrecklich!“ dachte die Blondine im hellen Kleide, welche den hübschen Namen Viola führte.

Gleich darauf hielt der Zug an einer Station, ein Herr mit grauem Haar und einer Brille trat an die Thüre des Wagens, welche geöffnet worden war und frug, zu dem jungen Mädchen im schwarzen Anzuge gewendet, auf Englisch, ob Miß Jenny etwas bedürfe. Die Angeredete verneinte, sie habe keine Bedürfnisse, nur sehr müde fühle sie sich.

„Bald werden wir ausruhen!“ sagte der Herr, entfernte sich und begab sich in das Rauchcoupé zurück, in welchem er die Reise zurücklegte.

Vorüber sauste der Zug an grünenden Wiesen und Feldern, an Dörfern in duftigen Kränzen blühender Obstbäume, weiter, weiter seinem Ziele zu.

Viola dachte über das seltsame Mädchen nach, welches in seinem einfachen Trauerkleide so still und blaß ihr gegenüber saß. Welch ein Unterschied zwischen Jener und ihr! Eine Welt voll Glück, ganz in Sonnenschein getaucht wie die Landschaft dort draußen, lag die Zukunft vor ihr. Ihre Vergangenheit zeigte keinen Schatten, keine trübe Erinnerung, nur Licht, lauter Licht. Alle ihre Wünsche waren ihr erfüllt worden, fast ehe sie dieselben noch ausgesprochen hatte, kein Herz, welches ihr theuer war, hatte sie je durch den Tod verloren.

Und jene Jenny war vielleicht bisher durch ein Leben voll Entbehrung und Trübsal gegangen, sie hatte früh schon ihre Mutter und nun auch ihren Vater durch den Tod verloren. Wie stand der Ausdruck des Kummers in diesem jungen Gesichte geschrieben!

Gern hätte sie noch mehr gefragt, aber eine Artⁿ Scheu hielt das glückliche Mädchen ab, nach den Verhältnissen des unglücklichen zu fragen. Nur nach dem Namen der Station frug sie, wo Jenny abzustiegen gedächte.

„In L.“, sagte Jenny und blickte zum Wagenfenster in die Ferne hinaus.

„Da eben steige auch ich ab,“ rief Viola fröhlich, „und dort, dort, sehen Sie, dort den spizigen Thurm, der aus den hohen Baumwipfeln ragt, das ist der Thurm von Schönlinde, dem Besizthum meiner Eltern!“ Dabei bog sie sich weit aus dem Fenster und zeigte mit der Spitze ihres Sonnenschirmchens nach einem Gegenstande, der sich in der klaren Luft wie ein kleiner, schwarzer Streif zeigte.

„Schönlinde!“ rief Jenny und blickte ihre Nachbarin wie fragend an.

„Ja,“ sagte diese, „ist's nicht ein hübscher Name? Hohe, alte Linden stehen um unser Herrenhaus her, sie werden bald blühen. Vor dem Gartensaal breitet sich eine große sammtig grüne Wiese aus, in deren Mitte ein herrlicher Springbrunnen emporschießt. Dort werden wir nächstens tanzen; o, der Rasen ist so glatt wie ein Parquettboden! Tanzen Sie auch gern?“

Die Angeredete fuhr wie aus einem Traume bei dieser Frage empor. „Nein, o nein,“ sagte sie zerstreut, „ich tanzte noch nie! Darauf versank sie wieder in ernstes Sinnen.

„Sie tanzte noch nie!“ dachte Viola für sich. „Ich glaube, sie spielte und lachte auch noch nie. Sie sieht mir ganz darnach aus. Ein ordentliches Gespräch kann sie auch nicht führen. Nein, wir passen ganz und gar nicht für einander; ich habe einmal keinen Sinn für solche schwer-müthige Naturen!“

Damit lehnte sich Viola verdrießlich in ihren gepolsterten Sitz zurück. Der übermüthige Ausdruck trat wieder stärker auf ihrem Gesichte hervor.

Weiter brauste der Zug, immer deutlicher hob sich der Thurm von Schönlinde von dem sonnigen Hintergrunde ab; auch die hohen Wipfel der alten Linden, welche dem Gute den Namen gegeben, konnte man schon erkennen.

Die zwei Reisegefährtinnen sprachen nicht mehr mit einander, schweigend fuhren sie ihrem gemeinsamen Ziele, ihrem Schicksale entgegen.

Da erscholl der Signalpfeif an der Haltestelle L. Die Thür ward geöffnet, Viola nickte Jenny einen kühlen Gruß zu; die beiden Mädchen waren sich auf dieser mehrstündigen Fahrt nicht im Geringsten näher gekommen.

„Zu was auch?“ dachte Viola; „man fährt ein Stückchen zusammen, spricht ein paar Worte, geht auseinander und sieht sich im Leben nicht wieder.“

Leichtfüßig sprang sie auf den Perron herab, wo schon ein Diener in ihres Vaters Livré auf sie wartete; dort stand auch die wohlbekanntene Equipage, der Kutscher am geöffneten Schlage, den Hut in der Hand.

Als das junge Mädchen, in den offenen Wagen gelehnt, auf der Landstraße dahinfuhr, sah sie ihre Reisegefährtin am Wegsaum denselben Weg gehen. Der alte Mann mit der Brille schritt neben ihr und trug ihr wachstuchenes Reisetäschchen. Sie sprachen mit einander und blickten Beide nur einen Moment in die Höhe, als der Wagen an ihnen vorüberfuhr und sie mit einer grauen Staubwolke umwirbelte.

Noch einmal trafen sich die Blicke der beiden Mädchen. Das eine eilte in den Schoß ihrer Familie zurück, wo Liebe und Glück ihrer harften; die Waise schritt fremd in einem fremden Lande unbekanntem Verhältnissen entgegen.

Die Fußgänger nahmen den Weg nach dem kleinen Städtchen L. und der Wagen bog seitwärts in eine Allee; bald hielt er an der Pforte von Viola's Vaterhaus. Wie freundlich, wie einladend, wie vornehm und stolz lag es in seinem Kranze uralter Bäume.

Seltzam, es stand Niemand am Thore zu Viola's Empfang bereit, als der Wagen die Rampe hinanfuhr. Der Diener half dem jungen Mädchen beim Aussteigen.

Wie still, wie seltsam, wie kühl war es hier. Viola erschrak. „Es ist doch Niemand krank?“ frug sie den Diener.

„Nein, Fräulein, so viel ich weiß,“ sagte dieser.

Ein Frösteln überlief Viola. Der erste Schatten schien plötzlich über ihren sonnigen Weg zu fallen. Sie wußte nicht von wannen, aber leise erschauernd trat sie in das Haus.

Da kam ihr Bruder Curt, ihr stets fröhlicher Spielgefährte, in seiner grünen kleidsamen Tracht der Forststudenten, die breite Treppe herab

gesprungen. „Verzeih, Schwesterchen,“ rief er von oben, „daß wir den Wagen überhört hatten. Sei recht schön begrüßt und willkommen daheim!“

Die Schwester sah den Bruder aufmerksam an. Auch er war nicht so lustig wie sonst; er zwang sich, sie heiter zu begrüßen.

„Curt, sage schnell, ist Jemand krank?“ rief Viola. „Warum holte mich Papa nicht ab? Ist er krank? Oder die Mama? Es ist etwas geschehen!“

„Niemand ist krank,“ sagte Curt ernsthaft, „gewiß nicht. Mama ist ein wenig leidend, aber nicht krank, und Papa hat Besuch. Den Justizrath, Du weißt, seinen alten Freund.“

„So will ich schnell zur Mama, nein erst zu Papa, ehe ich die Treppe hinaufsteige,“ sagte Viola.

„Störe ihn lieber nicht,“ meinte Curt abwehrend.

Das klang wieder so ernsthaft, fast ängstlich und nun eilte Viola erst recht schnell an ihres Vaters Zimmerthüre, öffnete und da stand der Vater frisch und gesund wie immer; sein alter Freund saß auf einem Lehnstuhle und ihr lebhaft geführtes Gespräch stockte, sobald das junge Mädchen eintrat.

„Mein lieber Papa!“ rief Viola, indem sie auf ihren Vater zueilte und ihre Arme um seinen Hals schlang, „da habe ich Dich endlich; ich fürchtete Du seiest krank, weil Du mich nicht abholtest.“

„Nein, liebes Kind,“ sagte der Vater, „ich hatte eine wichtige Abhaltung; ich erwarte Besuch, Gäste“ —

„Gäste!“ jubelte Viola und ihre frische Lebenslust durchbrach schnell die leichte Wolke, die sie umschleiert hatte. „Gäste! Mittagsgäste gewiß; o sage mir schnell wer kommen wird; ich freue mich so sehr, alle unsere lieben Nachbarn wiederzusehen!“

Damit machte sie sich aus des Vaters Umarmung los und ergriff die Hand des alten Hausfreundes, um sie herzlich zu schütteln. Seltsam, auch der immer so heitere alte Herr hatte heute etwas ungewöhnlich Feierliches und Gemessenes. Keiner seiner sonst gebräuchlichen gutmüthigen Scherze mischte sich in seine Begrüßung.

„Nur unser Freund hier wird mit uns zu Mittag speisen,“ sagte der Vater; „gehe jetzt zur Mama, dann auf Dein Zimmer, um Dich auszukleiden und dann wird es wohl Zeit zum Mittagessen sein. Später kommen noch andere Gäste; gehe jetzt, Kind.“ Damit winkte Herr von

Steinthal ziemlich ungeduldig seiner Tochter nach der Thüre zu und diese ging hinaus.

Oben von der Treppe rief es: „Viola! Viola!“ Es war die Stimme der Mutter und Viola flog die Stufen hinauf in die Arme, die sich ihr liebevoll entgegen breiteten.

„Da bist Du ja, Kind, Gottlob, und so frisch und blühend! Wie habe ich mich auf Dich gefreut!“ rief Frau von Steinthal mit einer von ihrer gewöhnlichen Ruhe und Gelassenheit abweichenden Erregung.

„Ach, liebe Mama, und wie habe ich mich gefreut auf daheim!“ sagte Viola, „und nun, nun — ach Gott, es ist heute Alles so traurig hier, so ernsthaft, gar nicht wie sonst. Du weißt, Mama, ich bin so lustig von Natur, ich hasse alles Traurige. Sage mir nur, bitte, bitte, was Euch Alle so schrecklich ernst gestimmt hat!“

„Still, still Kind, komm herein in mein Zimmer,“ flüsterte die Mutter und ergriff Viola's Hand, sie in ihr Zimmer führend.

Wie sonnig, traulich, blumendurchduftet war dieses! Die Luft wehte dem jungen Mädchen hier gleichsam wieder in gewohnter Fröhlichkeit entgegen.

„Nun,“ sagte Frau von Steinthal, „erzähle mir Alles, wie es Dir ergangen ist seit Deinem letzten Briefe. Deine letzte Zeit in der Pension, den Abschied und Deine Reise hierher.“

„Ach, Mamachen!“ rief Viola und der alte Muthwille blitzte wieder in ihrem Gesicht auf, „das war Alles sehr, sehr langweilig, gar nicht nach meinem Geschmack. Das Einpacken, der Abschied und die Fahrt. Ganz besonders die Fahrt. Ein fürchterlich ernsthaftes Fräulein saß mir gegenüber. Ach ich glaube sie hat mich angesteckt, daß mir nun Alles hier auch so traurig erscheint. Freilich hatte sie wohl Grund recht ernst zu sein; sie ist Waise, arm und geht zu Verwandten, die sie noch gar nicht kennt, um dort das Gnadenbrod zu essen.“

„So, so,“ sagte die Mutter ein wenig zerstreut. „Nun klinge Leisette und geh' auf Dein Zimmer. Ja, wir können nicht immer fröhlich sein; es giebt viel Ernsthaftes und Trübes in der Welt!“

„Herzensmama!“ fiel Viola ein, indem sie hinunter auf den glattgeschorenen Rasenplatz sah, in dessen Mitte die Fontaine sprang, deren zerstäubendes Wasser in der Sonne irisfarbene Funken sprühte. „Herzensmama, wie steht es mit dem Ball? Die Frau Direktorin hat mir nach Deinem Wunsche das hübscheste Ballkleid gekauft und auch fix und

fertig machen lassen. Sobald meine Koffer ankommen, werde ich es sogleich auspacken und anprobiren.“

Ein tiefer Seufzer der Mutter unterbrach den Redefluß Viola's. Sie blickte auf und sah jetzt wohl, da die Röthe der Erregung aus den Wangen der Mutter gewichen war, daß diese auffallend bleich ansah, bleicher noch als sonst.

„Ach Goti, Mama, liebe Mama; ich sehe, daß Du recht leidend bist,“ sagte Viola plötzlich betroffen.

„Ja, mein Kind,“ erwiderte die Mutter, „Du hast Recht.“ Dann stand sie auf und küßte ihre Tochter auf die Stirn und dabei brach ein Thränenstrom aus ihren Augen. „Armes, glückliches Kind!“ rief sie und wandte sich ab, nach dem Klingelzug greifend.

Viola ging mit Lisette, die ihr beim Umziehen behilflich sein sollte, in ihr eigenes hübsches Zimmer, wo sie Alles in reizender, einladender Ordnung fand. „Die Mama ist krank; so reizbar, so eigenthümlich habe ich sie nie gesehen,“ dachte Viola bei sich, „deshalb sind auch die Andern so verstimmt. Ich muß nur einmal mit Curt reden, was nun aus unserm Balle werden soll. O weh, mein schönes Kleid!“

Bald vergaß Viola indeß vor ihrem Spiegel, der ihr ihr frisches, blühendes Gesicht zeigte, und unter Lisette's Plaudereien, die vielerlei zu erzählen hatte, ihre trüben Befürchtungen, und lustig hüpfend und trillernd folgte sie dem Rufe der Tischglocke, welche die Bewohner von Schönlinde in den kühlen Gartenjalon zur Mittagstafel rief.

Aber das Mahl war nicht heiter. Die beiden älteren Herren führten ein gelehrtes Gespräch über Erbschaftsangelegenheiten, in welchem eine Menge lateinische Worte vorkamen; die Mama, die keinen Bissen aß, hörte ihnen mit gespannter Aufmerksamkeit zu und auch Curt hatte keinen Scherz, kein fröhliches Wort für die heimgekehrte Schwester.

Wie eine Ahnung kommenden Leides schien es über den Gemüthern dieser bisher so glücklichen Menschen zu schweben. Ein noch unsichtbares, verschleiertes Unheil saß mitten unter ihnen, jeden Augenblick bereit, seinen Schleier zu lüften und sein Antlitz zu enthüllen.

Als die Familie beim Kaffee saß, meldete der Diener die erwarteten Gäste.

„Mr. Lee und Miß Steinthal.“

„Willkommen! Hier herein!“ befahl der Hausherr.

Es schien Viola, als sei das Antlitz ihrer Mutter um einen Schein

bleicher geworden, während sie mit Curt einen kurzen, erschrockenen Blick wechselte.

Da öffnete sich die Thüre. — Viola sprang erstaunt von ihrem Stuhle auf. Das waren ja alte Bekannte von ihr. Der alte Herr mit der Brille war ihr nicht fremd und die Dame neben ihm war Miß Jenny, das „fürchterlich ernste Fräulein“ aus dem Dampfwagen-Coupé.

Jenny war noch eben so bleich und ernst wie am Vormittag; aber ohne Verlegenheit schritt sie durch den Salon, ihren Verwandten entgegen.

„Hier ist Deine Cousine Jenny,“ sagte Herr von Steinthal, indem er die Angekommene, nachdem er sie und ihren Begleiter begrüßt, auf Viola zuführte. Die jungen Mädchen standen sich eine Weile zögernd gegenüber.

„Aber Papa, wir kennen uns ja schon,“ rief Viola endlich lachend. „Wir saßen uns schon drei Stunden einander gegenüber, freilich ohne zu ahnen“ —

„Ich ahnte, wer meine Nachbarin sei, doch da ich keine Gewißheit hatte, so schwieg ich,“ sagte Jenny ruhig.

„Du bist erstaunt, Viola,“ fiel der Vater ein, „da Du keine Kenntniß von dem Vorhandensein Deiner Verwandten in Amerika hattest. Auch ich wußte nichts von ihnen und glaubte meinen Bruder schon seit einer langen Reihe von Jahren todt, bis Ihr Brief, mein Herr, mir vor Kurzem den erst unlängst erfolgten Tod meines Bruders und die Ankunft meiner Nichte verkündete.“

„Vor Allem sei uns willkommen!“ rief Frau von Steinthal, mit tiefer Bewegung das junge Mädchen umfassend.

Eine Reihe von Vermuthungen und Gedanken flogen durch Viola's Kopf. Das also war es! Wäre die Ankunft dieser wie vom Himmel gefallenen Nichte die Ursache der allgemeinen Verstimmung? So viel war klar, daß Jenny ihre Familie, ihre Eltern unter den noch unbekanntem Verwandten gemeint hatte, welche sie aufzusuchen ging. Aber konnte das ihre Eltern denn verstimmen, wenn sie eine arme Verwandte bei sich aufnehmen sollten? Kam es in diesem reichen Hause denn überhaupt darauf an, ob eine Person mehr oder weniger an dem reichbesetzten Tische saß?

Viola war wohl leichtsinnig, vergnügungsfüchtig, verwöhnt und sehr von sich eingenommen, ohne aber ein böses Herz zu haben. Sie fühlte wirklich Mitleid mit dem armen, aus weiter Ferne gekommenen Mädchen,

welches ihre nahe Verwandte war und so ärmlich in ihrem Trauerkleide neben ihr stand und so reichte sie ihr auch mit einigen freundlichen Worten die Hand. Freilich immer mit dem Hintergedanken: Ich bin das reiche und du bist das arme Mädchen und wenn du auch meine Cousine bist, so besteht doch ein gewaltiger Unterschied zwischen uns.

Als Jenny den Hut abgenommen hatte, sah man recht deutlich die große Aehnlichkeit zwischen den Cousinen. Nur glich die eine der frischen rothen Rosenknospe und die andere der weißen, deren Köpfschen von einem Gewitterregen gebeugt ist.

Nachdem die ersten Begrüßungen gewechselt, einige Erfrischungen genommen waren, machte Curt den beiden Mädchen den Vorschlag, mit ihm in den Garten zu gehen, der eben in seiner größten Blüthenherrlichkeit stand.

„Ich wenigstens will ihr das Drückende ihrer Lage nicht fühlen lassen,“ dachte Viola, in aufwallender Großmuth ihren Arm durch Jenny's Arm schlingend und diese die Stufen hinab nach dem Rasenplazze führend.

Die Zurückbleibenden führten ein allgemeines Gespräch noch eine Weile fort. Mr. Lee erzählte von seiner Reise, aber endlich trat eine Pause ein. Es schien, als ob Jeder Etwas auf dem Herzen habe, was sich doch Jeder auszusprechen scheue.

Endlich machte der Hausherr den Gästen den Vorschlag, ihn auf sein Zimmer zu begleiten, da seine Gemahlin sehr leidend sei und der Ruhe bedürfe.

Als Frau von Steinthal allein war, sank sie todtenbleich und wie gebrochen auf einen Sessel nieder. Die gefalteten Hände im Schoß, die thränennassen Augen gen Himmel gerichtet, zog eine Reihe unsagbar trauriger Bilder durch ihre Seele. „Herr, wie du willst!“ flüsterte sie endlich, während vom Garten her Viola's lustiges Lachen an ihr Ohr schlug.

Die drei Gäste blieben vorläufig in Schönlinde. An Fremdenzimmern war kein Mangel; auch der Justizrath quartirte sich für einige Tage ein.

Jenny hatte ihr inzwischen angekommenes Kofferchen ausgepackt, welches aber nur wenig Toilettengegenstände enthielt; sie trug nach wie vor ihr einfaches schwarzes Kleid.

Auch Viola's Koffer hatten ihren Einzug gehalten; das nagelneue Ballkleid hing im Schrank. Die Mutter war viel zu leidend, als daß man an einen Ball hätte denken können.

Die beiden Cousinen waren sich noch immer recht fremd. Sie hatten zusammen musizirt und Viola hatte sich trotz ihrer Eigenliebe übertroffen fühlen müssen. Sie hatten ihre mitgebrachten Zeichnungen verglichen und Viola hatte diejenigen ihrer Cousine für die besseren halten müssen.

„Mein Vater war mein Lehrer,“ sagte Jenny, als ihr Viola ärgerlich den Vorzug zugestand.

Viola konnte den rechten Ton mit der Cousine nicht finden, die ihr nicht schmeichelte, die ihr überlegen war und ihr für eine Bittende und aus Güte Aufgenommene viel zu sicher und ruhig erschien.

Curt belebte durch seine Gesellschaft das anfänglich so frostige Verhältniß. Er war sehr artig, sehr zuvorkommend, nach Viola's Meinung zu höflich als Sohn des Hauses gegen die arme Cousine.

„Wenn wir sie im Anfang so verwöhnen, wie soll sie sich dann später in die ihr gebührende Stellung finden?“ dachte Viola. — Wäre Jenny demüthiger gewesen, so hätte es wohl Viola gefallen, sie auch ferner durch ihre herablassende Güte zu protegiren; aber da die arme Cousine wohl bescheiden, doch ohne Scheu und Zaghaftigkeit in dem reichen Hause auftrat, so erwachte Viola's Hochmuth und sie zeigte sich verstimmt und launenhaft im Umgang mit Jenny.

Und dieser Herr Lee hatte noch weniger Viola's Beifall. Er war zwar ein gebildeter Mann, beobachtete alle Regeln des Anstandes, machte aber noch weniger aus Viola wie Jenny.

Wer war er eigentlich, was wollte er so lange hier? Konnte er nicht, nachdem er sein Bündel den Verwandten überbracht hatte, nun wieder gehen? Viola fand seine fernere Anwesenheit vollständig überflüssig und unangenehm.

Aber Papa und der Justizrath schienen Gefallen an dem Umgang des Amerikaners zu finden. Halbe Tage lang saßen die drei Herren in Papa's Stube in lebhaftem Gespräch beisammen und wenn der Papa zu den Mahlzeiten kam, schien er oft ganz abgesspannt und die Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Wie anders hatte sich das Leben daheim gestaltet, als Viola es gehofft hatte! Nichts von Vällen, Lustbarkeiten. Eine langweilige Cousine, ein noch langweiligerer Amerikaner, Mama krank, Papa tagelang in seiner Stube eingeschlossen, das Ballkleid im Schranke! Eine schöne Ueerraschung, die sie zu Hause gefunden! — —

Es war eine wundervolle Juninacht, lau, dufterfüllt, fast taghell; der Vollmond und Millionen funkelnder Sterne standen am Himmel. Aus den von Silberglanz umflossenen Büschen des Gartens schlugen die Nachtigallen, die man sorgsam schonte und hegte.

Viola stand am offenen Fenster ihrer Stube, sie wollte noch nicht schlafen, sie fühlte sich verstimmt und unbehaglich. Gern hätte sie noch Musik gemacht, aber das durfte sie nicht wagen, um die Mama nicht zu stören.

Dicke Thränen des Unmuths standen in ihren Augen; aber als sie hinausblickte in die wundervolle Nacht, nahm der Zauber derselben auch ihre unzufriedene Seele gefangen, sie weinte nicht mehr und lauschte den Nachtigallen.

Ihr angeborener heiterer Sinn stieg wieder auf die Oberfläche ihrer Stimmung. „Es wird vielleicht bald anders,“ tröstete sie sich. „Mama wird gesund werden, der Amerikaner wird abreisen und Jenny, — nun meine Eltern werden mich gewiß nicht zwingen, immer mit dieser Cousine zusammen zu sein, wenn wir durchaus nicht für einander passen. Papa könnte sie ja, wenn er nun doch einmal für sie sorgen will, in eine Pension thun, oder sie könnte Lehrerin werden, da sie so viele Talente hat. Kurzum, ich will auf lustigere Tage hoffen nach diesen langweiligen, denn meine Eltern erfüllen mir ja so gern jeden meiner Wünsche.“

Unter diesem beruhigenden Selbstgespräch kam Viola die Lust an, noch ein wenig in den Garten oder doch auf die Terrasse hinabzugehen, um so die schöne Juninacht noch besser zu genießen, als hier vom Fenster aus.

Sie hüllte sich in einen warmen Ueberwurf und stieg hinab. Es war ganz still im Hause, alle Bewohner desselben schienen schon zur Ruhe gegangen zu sein. Durch den Gartensalon gelangte sie auf die Terrasse, welche sich an der Gartenfronte des Hauses entlang zog.

Wie schön war es hier, wie kühl und angenehm! Die Drangen- und Oleanderbäume warfen tiefschwarze Schatten auf den im Mondlicht hellglänzenden Kies; vom Garten herauf zog ein angenehmer Lufthauch, mit dem Dufte unzähliger Blüthen gewürzt.

Viola setzte sich dicht an das Haus auf eine Bank, welche im Schatten zweier in Kübeln gezogener Bäume stand. Ein wenig schauerlich war es, von hier über den schweigenden Garten hinwegzublicken; ein wenig geisterhaft, so ganz allein noch wach zu sein, wenn Alles schlief.

Halt, doch nicht ganz allein! Dicht hinter Viola's Ohr ließen sich Stimmen vernehmen und alle geisterhaften Schauer entflohen bei den bekannten Tönen.

Richtig, die Bank stand ja dicht unter Papa's Zimmerfenstern, welche nach der Terrasse gingen. Papa und der Justizrath waren noch wach; sie hatte das Licht, welches den geöffneten Fenstern entströmte, bei dem hellen Mondlicht nicht bemerkt.

Eben wollte sie ein lustiges: „Gute Nacht, Papa!“ zum Fenster hineinrufen, als die Worte, welche sie vernahm, sie erstarren machten.

„Lieber Freund,“ sagte Herr von Steinthal, „es giebt keine Wahl, keine Ausflucht, keine Rettung mehr. Ich und meine Familie sind zu Bettlern geworden.“

„Noch nicht, noch gebe ich nicht Alles verloren,“ tröstete der Justizrath. „Noch steht es Ihnen frei, einen Prozeß gegen die Erbin einzuleiten, der möglicherweise zu Ihren Gunsten ausfallen könnte.“

„Einen Prozeß anfangen mit der vollkommenen Ueberzeugung, daß ich im Unrecht bin, daß die wirkliche, alleinige Erbin, mit allen rechtskräftigen Dokumenten versehen, zurückgekehrt ist, um ihr von mir verwaltetes Erbe in Besitz zu nehmen!“ rief der Vater.

„Auch ich zweifle nicht im Mindesten daran,“ meinte der Justizrath kleinlaut, „daß Miß Jenny die Tochter des Majorats Herrn, mithin die rechtmäßige, alleinige Besitzerin von Schönlinde und allen dazugehörigen Einkünften ist; ein Prozeß könnte die Abtretung nur verzögern, könnte die Katastrophe aufhalten, könnte uns Zeit gewinnen lassen“ —

„Nein, mein Freund,“ fiel Herr von Steinthal dem Juristen in die Rede, „keine Schliche, keine Verzögerung, keine langsame Marter! Mag schnell geschehen, was geschehen muß! Schon zu viel litt ich in diesen entsetzlichen Tagen; seit ich die erste Nachricht durch diesen unerbittlichen Mr. Lee erhielt, seit ich weiß, daß ich nur einen geborgten Schimmer trage, der mir nicht mehr gehört, daß ich ärmer bin als der ärmste meiner Bauern und daß ich mit meiner Hände Arbeit meine Familie fortan ernähren muß. Ja, meine Familie, das ist das Härteste von Allem! Meine arme Frau, kränklich und an ein bequemes Leben gewöhnt, wird bald den Mühen und Entbehrungen erliegen, so tapfer sie auch jetzt dem Unheil entgegenzublicken sich bemüht. Curt wird seine Studien aufgeben und sofort irgend einen Erwerb suchen müssen. Noch hatte ich nicht den Muth, Viola das Unglück mitzutheilen; ich zögere Tag für Tag,

ihr die Binde von den Augen zu nehmen. Sie ist so jung, so glücklich, so vom Leben verwöhnt!“ —

Beide Männer schwiegen eine Weile, dann fuhr Herr von Steinthal ruhiger fort: „Ich gedenke die Verwaltung eines Gutes zu übernehmen und hoffe, daß sich für einen so tüchtig geschulten Landwirth wie ich bin, eine passende Stelle finden soll, die mich und die Meinen vor Noth schützt. Das ist nichts Schlimmeres als mir vor fünfundzwanzig Jahren bevorstand, ehe mein älterer Bruder nach Amerika ging und ich als jüngerer Sohn ohne Erbansprüche war. Da er trotz aller Nachforschungen verschollen blieb, übernahm ich das Erbe, aber das Damoklesschwert schwebte seitdem über meinem Haupte, bis es nun zermalmend herniedergefallen ist.

„Gott weiß es, daß ich meinen Bruder mit treuer, uneigennütziger Liebe geliebt, ihm nie seine Erstgeburt beneidet habe, die ihm, da unser Besitzthum ein Majoratsgut ist, so große Vorrechte über mich einräumte. Auch war er ein edler, nur etwas excentrischer Mensch; von ganzem Herzen wollte er das Gute, aber er vergriff und überstürzte sich in den Mitteln, es zu erreichen; er führte seit des Vaters Tode Neuerungen ein, die seinen Untergebenen mißfielen und so verlor er die Liebe derselben. Er ward in seinem Drange, das Rechte zu thun, in unangenehme Händel und Streitigkeiten verwickelt und das verleidete ihm die Freude an seinem Besitz. Als ich ihm freundliche Vorstellungen machte, Einiges anders einzurichten und zu gestalten, ward er auch an meiner Liebe zu ihm irre, sah sich überall verkannt, verleumbet und so ward der beste Mensch aus Mangel an Weltflugsheit und Menschenkenntniß ein Hypochonder.

„Eines Tages ging er ohne Abschied von seinem väterlichen Erbe fort und sandte mir nur einen Zettel folgenden Inhaltes: «Nur in der Armuth, Arbeit und Einsamkeit ist Glück und Freiheit. Ich will sie suchen. Dein Bruder.»

„Später erfuhr ich, daß er nach Amerika gegangen sei. Auf dem Schiffe war er gesehen worden; später gelang es mir nicht, noch einmal Nachrichten von ihm zu erlangen und so übernahm ich die Güter der Familie. Er galt für verschollen.“

„Und sollte es im Sinne dieses doch im Grunde edlen Menschen gehandelt sein, wenn sein Kind jetzt eine glückliche Familie von Haus und Hof treibt, um Alleinbesitzerin der von ihm einst verschmähten Reichthümer zu werden?“ frug der Justizrath nachdenklich.



Ge. v. B. M. 1818.

PLATE II

Schönlinde.

„Ich weiß das nicht,“ sagte Herr von Steinthal; „er mag seine Ansichten später geändert, die Bitterkeit der selbstgewählten Armuth kennen gelernt haben. Genug, Mr. Lee, der Freund des Verstorbenen und Vormund seiner verwaisten Tochter, trägt Dokumente bei sich, welche die Erbansprüche seiner Mündel ohne Widerrede beweisen und mich der Armuth überliefern.“ —

„Also Muth, Freund,“ rief der Justizrath. „Gott verläßt Keinen, der redlich strebt und das Unvermeidliche mit Würde und Ergebung trägt!“ — —

Nach diesen Worten trat Stille ein. Das Fenster über Viola's Haupt klirrte leise, das Licht löschte aus. Die beiden Herren waren wahrscheinlich auch zur Ruhe gegangen.

Auf der Terrasse saß aber lange noch eine starre, todtenbleiche Gestalt. Wie verändert war dieses lebensfrohe, blühende Gesicht! Die Augen gen Himmel in die funkelnde Sternenpracht gerichtet, die Hände im Schoße gefaltet, den Kopf an die steinerne Wand des Hauses gelehnt, so glich Viola einem Steinbild; nichts regte sich an ihr.

Aber innen in diesem Herzen, in dieser Seele tobte ein Meer von fluthenden Gedanken. War dies Alles nicht ein fürchterlicher Traum? Ein Nachtsputz, der verschwinden mußte mit dem neuen Morgenroth?

Und seltsam, in diesem Wirbel von Angst, Schreck, Beschämung, der über sie hereingebrochen, tauchte plötzlich ihr bisher vergöttertes Ich unter; sie dachte in der ersten Bestürzung nicht an sich, an ihre Zukunft, an ihre Entbehrungen, das verschwand vor den Bildern derer, die mit ihr und schwerer als sie betroffen waren.

Ihr Vater, in fremdem Solde für die Seinen arbeitend, gebeugt unter das Joch unbekannter Mühen, aufreibender Beschwerden und Lasten! Ihre zarte, kränkelnde Mutter, die fortan entbehren und darben sollte; Curt, der frische, heitere Student, der von der Wiege an als der einstige Besitzer dieses blühenden Stück Landes, dieser reichen Fluren und Forsten gegolten hatte, nun zu einem ihm verhaßten Erwerb, einem staubigen Handwerk vielleicht gezwungen.

„O Gott!“ stöhnte sie endlich auf.

„O Gott! hilf, hilf, erbarme dich unser!“ —

Der Nachtthau, der feucht auf Blumen und Gräser fiel, senkte sich auch auf die regungslose Gestalt. Viola fröstelte und schauderte; sie erhob sich und wandte in's Haus zurück, denselben Weg, den sie vor kaum einer

Stunde gekommen war. Eine Andere, ganz Andere war sie in der kurzen Zeit geworden.

Sie betrat ihr Zimmer, aber sie dachte nicht an's Schlafen, doch aus anderen Gründen als vordem. Angekleidet warf sie sich endlich auf ihr Bett, aber ihre klopfenden Pulse, die Angst in ihrem Herzen litten sie nicht in dieser Lage. Sie sprang auf und sank mit gerungenen Händen neben ihrem Lager auf die Knie nieder.

Viola hatte, wenn sie betete, mehr eine Form, eine Gewohnheit erfüllt, ihr Gefühl hatte wenig damit zu thun gehabt. Jetzt dachte sie an keine Form; heiße, flehende, unzusammenhängende Worte rief sie zu Gott empor. Für ihre Eltern und ihren Bruder bat sie Gott, an ihre gekränkte Eitelkeit, an die Demüthigung, die ihr persönlich bevorstand, dachte sie nicht in dieser schrecklichen Nacht.

Den Kopf auf die gefalteten Hände gelehnt, brach sie endlich in mildes Schluchzen aus und weinend schlief sie ein. Sie befand sich noch in dem glücklichen Alter, wo der Schlaf auch über den schwersten Kummer siegt.

Frierend, mit schmerzenden Gliedern erwachte Viola mit Tagesgrauen.

Verwundert fand sie sich noch in ihren Kleidern und nicht in ihrem Bette.

Was hatte sie doch so Entsetzliches in dieser Nacht geträumt?

Geträumt? — Nein, erlebt! — Sie war wirklich im Mondschein auf der Terrasse gewesen und hatte dem Gespräch ihres Vaters mit dem Justizrath gelauscht. Sie wußte jedes Wort noch, was sie gesprochen.

Da lag auch der Mantel noch, wie er ihr beim Hereintreten von der Schulter geglitten war, mitten in der Stube.

Sie sollten Alle fort von hier, von der lieben, bekannten, trauten Heimath! —

Sie sank auf einen Stuhl und stützte den Kopf in beide Hände. So saß sie lange und sann und grübelte.

Endlich stand sie auf, öffnete die Thür ihres Zimmers und eilte den Korridor entlang. Dort klopfte sie an eine Thüre.

„Wer ist da?“ frug eine verwunderte Stimme.

„Ich, Viola, öffne!“ flüsterte es zurück. Da ward der Riegel aufgeschoben und die beiden Cousinen standen sich gegenüber.

Senny war im Morgenkleid, aber schon sauber und nett. Sie blickte auf den frühen Besuch wie auf eine Geistererscheinung.

War das Viola, die mit wirrem Haar, in verstörtem Anzug mit dem leichenblaffen, überwachten, verweinten Gesicht vor ihr stand?

„Jenny, Jenny!“ rief Viola und ergriff beide Hände ihrer Cousine. „O, vergieb mir, wenn ich Dir lieblos, launenhaft, übermüthig erschienen bin! Wenn ich Dich gekränkt habe! Nicht für mich bitte ich Dich, denn ich habe keine Liebe und Großmuth von Dir verdient; ich war ja ein eitles, verwöhntes, ach, ein sündhaftes Geschöpf. Aber für meine Eltern, für meinen Bruder rufe ich Deine Großmuth an. Nimm nicht Alles, Alles, was meine Eltern bisher besaßen und was nun Dein Eigenthum ist!“ —

„Viola!“ rief Jenny entsetzt, „Du bist krank, Du redest im Fieber! Ich verstehe von dem Allen kein Wort. Komm, laß mich Dich in Dein Zimmer, in Dein Bett schaffen. Deine Hände sind eiskalt und Deine Wangen glühen. Was Du da sprichst, ist Fieberwahnsinn!“

„Es ist Wahrheit!“ schrie Viola auf, „es ist Alles, Alles wahr. Mein Vater selbst sagte es. Du bist die Besitzerin von Schönlinde, Dein Vater war der Majoratsherr und mein Vater ist der jüngere Sohn. Doch das weißt Du ja Alles selbst und willst mich nur nicht verstehen. Du kamst hierher, um Dein Erbe in Besitz zu nehmen und uns Alle zu vertreiben. Mr. Lee, Dein Vormund, trägt die schrecklichen Dokumente bei sich.“

„Mr. Lee?“ frug Jenny nachdenkend. „Er hat wohl die Papiere meines Vaters an sich genommen und trägt sie in einer rothen Brieftasche bei sich.“

„Jenny, Jenny!“ rief Viola und warf sich vor ihrer Cousine auf die Knie nieder, „sage mir, daß Du meine Bitte erhören willst! Laß mich nicht ohne Trost und Hilfe! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß meine Eltern arm und elend sein sollen, daß mein Bruder unglücklich werden soll! Ach, ich habe sie alle drei so sehr, sehr lieb!“

„Viola stehe auf!“ sagte Jenny ernst und ruhig. „Du sollst vor Gott, aber nicht vor Menschen knien, am wenigsten vor mir. Ist wirklich Sinn und Wahrheit in Deinen Worten, so sage mir Alles klar, damit ich es verstehen kann. Mr. Lee ist mein bester Freund und ist meines Vaters Freund gewesen, er kann nichts Böses wollen. Er ist jedoch ein schweigsamer Mann, er handelt aber spricht nicht. Gewiß waltet hier ein Mißverständniß ob, welches sich bald aufklären muß.“

Viola ließ sich willig von Jenny nach dem Sopha führen, wo sie neben ihr niedersank.

„Nun, Viola,“ sagte Jenny liebevoll, indem sie das wirre, blonde Haar aus des jungen Mädchens Stirn strich und ihre Thränen abtrocknete, „nun sei einmal ganz ruhig und erzähle mir Wort für Wort, was Du gehört hast und weißt.“

Und Viola erzählte so ruhig wie möglich, was sie gehört hatte. Es war nicht viel, aber es war inhaltreich.

Jenny hörte ihr aufmerksam zu und ließ sie ausreden. „Und Du hast mich also so bitterlich verkannt?“ frug sie traurig, als Viola geendet hatte.

Viola blickte auf und in Jenny's Gesicht. „Ja,“ rief sie, „ich habe Dich so bitterlich verkannt. O vergieb mir, Du bist gut, edel und groß; welche Sanftmuth und Milde spricht aus Deinem Gesicht, welches mir stets so ernst und kalt erschien.“

Jenny zog Viola an sich und küßte sie herzlich. „O, wenn Du mich doch recht lieb haben könntest!“ flüsterte sie. „Aber nun,“ rief sie dann energisch, „legst Du Dich ein paar Stunden nieder, Du mußt die veräumte Nachtruhe nachholen. Folge mir nur; ich bin Dein Arzt und Du bist mein krankes Kind!“

Und Hand in Hand geschlungen, gingen die beiden Mädchen den Gang zurück nach Viola's Zimmer. Diese ließ sich ruhig von Jenny auskleiden und niederlegen. Sie wandte gehorsam ihr Gesicht nach der Wand und versuchte einzuschlafen. —

Mr. Lee saß in seinem Zimmer auf seinem bequemen Lehnstuhl und rauchte seine Morgencigarre. Vor ihm auf dem Tische dampfte der Theekessel über einer Spiritusflamme; der alte Junggefelle bereitete sein Frühstück selbst, wie er es seit langen Jahren gewohnt war.

Da klopfte es an seine Thüre und auf sein Herein! erschien Jenny auf der Schwelle.

„Guten Morgen, Mr. Lee,“ sagte sie freundlich; „störe ich so früh?“

„Nein, nicht im Geringsten, Miß Jenny,“ rief er, „wollen Sie mit mir frühstücken?“

„Ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu sprechen,“ meinte Jenny ernsthaft werdend.

„Nun?“ frug der Amerikaner und goß das brodelnde Wasser auf seinen Thee.

„Mr. Lee,“ begann Jenny, sogleich auf ihren Gegenstand losgehend, „ehe mein lieber Vater starb, sagte er mir: «Wenn ich sterbe, so wirst Du

fremd in einem fremden Lande dastehen, ohne Familie, ohne Angehörige, ohne Vermögen. Ich habe in meiner Jugend Heimath und Verwandte verlassen, weil mir die Verhältnisse da drüben nicht gefielen und ich habe hier als einfacher Mann ein zufriedenes, leidlich glückliches Leben geführt.

„Mit Dir ist es anders; ich wünsche, daß Du nach meinem Tode in meine Heimath zurückkehrst und meinen Bruder und dessen Familie aufsuchst, die Dich gern als ein liebes Familienglied aufnehmen werden.

„Davon bin ich überzeugt, denn mein Bruder ist ein guter Mensch. Mein Freund Lee wird Dich in Deine neue Heimath begleiten und Dich Deinen Verwandten übergeben; er hat mir dies bereits versprochen, wird Dein Vormund werden und ist im Besitz sämtlicher Dokumente, die Dich als meine Tochter legitimiren.“

„Und habe ich dies nicht gethan?“ frug Mr. Lee, als Jenny schwieg, „habe ich das meinem todten Freunde gegebene Versprechen nicht treu und gewissenhaft erfüllt?“

„Ja, Onkel Lee!“ rief Jenny, in den Ton ihrer Kinderjahre verfallend; „ich weiß, Sie sind mein Freund, wie Sie meines theuern Vaters Freund gewesen sind, aber —“

„Nun?“ frug Mr. Lee, indem er sich seine erste Tasse Thee einschenkte.

„Onkel Lee!“ rief Jenny, „ist es wahr, daß Sie beabsichtigen mich zur Besitzerin von Schönlinde zu machen, daß Sie die bisherigen Besitzer vertreiben wollen, weil mein Vater Majoratsherr war und ich seine Erbin bin?“

„Ja,“ erwiderte der Amerikaner ruhig, „das gedenke ich; ich beabsichtige nichts anderes, als was recht und billig ist. Ich will meinem anvertrauten Mündel sein ihm von Gott und Rechtswegen zugehöriges Erbtheil wieder verschaffen; sein Erbtheil, das ihm ungerechter Weise weggeschnappt worden ist und wonach es nur die Hände auszustrecken braucht, um es wieder zu erlangen.“

„Und hat mein edler Vater dies beabsichtigt, als er mich in Ihrer Obhut nach Deutschland sandte?“ frug Jenny.

„Wahrscheinlich nicht,“ antwortete Mr. Lee. „Ihr Vater hat wohl nicht daran gedacht, welche Erbansprüche Sie machen können; er hatte die deutschen Verhältnisse vergessen, kümmerte sich um deutsche Erbeinrichtungen nicht. Ihr Vater hielt überhaupt ungebührlich wenig auf Geld und Gut; zum Nachtheil seines einzigen Kindes. Auch ich ahnte anfänglich nicht,

welche hochwichtigen Dokumente mir mein Freund mit diesen Papieren in jener alten Briestafche übergab!“

Dabei zeigte Mr. Lee mit der Spitze seines Daumens auf den Seitentisch, wo eine alte, rothe, abgegriffene Briestafche lag.

„Aber,“ fuhr er fort, „ich las, meines Freundes Kind zulieb, das deutsche Recht und erkannte dann, daß diese Papiere mein Mündel zur reichsten Erbin machen können. Und ich sollte feig zurückschrecken vor den immerhin hart scheinenden Mitteln, welcher die Gerechtigkeit bedarf, um an ihr Ziel zu gelangen? Nein, Kind, ich weiche nicht eher, bis Du Herrin von Schönlinde, Deinem unbestreitbaren Eigenthum bist. Dann habe ich meine Pflicht erfüllt, habe mein Versprechen gelöst und der alte Dunkel Lee kann ruhig wieder in seine Dunkelheit zurückkehren.“

„Wenn ich nun aber auf keinen Fall dieses Erbe haben will? Wenn ich mich entschieden weigere, meine Verwandten um einen Pfennig oder einen Fuß breit Landes zu berauben? Wenn ich nichts will, als eine Stätte in ihrem Hause, einen Platz in ihrer Familie?“ rief Jenny.

„Zum Glück haben Sie vorläufig noch gar nichts zu wollen, Miß Jenny,“ sagte Mr. Lee, leise vor sich hin lachend; „Sie sind ein unmündiges Kind und ich, Ihr Vormund, handele für Sie. In späteren Jahren, wenn Sie vernünftiger geworden sind, sollen Sie mir's Dank wissen.“ —

„Welch ein herrliches Stückchen Erde,“ fuhr Mr. Lee fort, der inzwischen ans Fenster getreten war. „Ja, ja, sie haben sich's hübsch behaglich hier eingerichtet. Wie das blüht und wächst! Ein kleines Paradies!“ Und Mr. Lee trommelte lächelnd einen Siegesmarsch auf der Fensterscheibe.

Da stand Jenny und sah finsternen Blickes in die Flamme, die vor ihr brannte. Ein ohnmächtiges Kind stand sie inmitten dieser Verhältnisse.

Plötzlich tauchte ein Gedanke in ihrem Innern auf; sie zögerte eine Weile, aber der Augenblick war günstig. Rasch ergriff sie die Briestafche, nahm ein Bündel Papiere daraus, küßte ihres Vaters Schriftzüge und flüsterte: „Vergieb mir, ich weiß, daß ich in Deinem Sinne handele!“

Dann hielt sie die Dokumente in die Flammen; ein loberndes, röthliches Licht brannte empor.

„Dunkel Lee!“ rief Jenny.

Der alte Herr drehte sich um. — Ein Qualm von verbranntem Papier erfüllte die Stube, Aschenreste und Fünkchen flogen über die

Tischbede und Jenny hielt ein paar braune Nester von verkohlten Blättern zwischen den Fingern.

Mit einem Satze war Mr. Lee an dem Seitentisch und ergriff seine Briestafche; sie war offen und leer.

„Onkel Lee! lieber Onkel Lee!“ rief Jenny und umschlang mit beiden Armen weinend seinen Hals. „Ich konnte nicht anders! Ich weiß, Sie meinen es gut mit mir, aber mein Vater — meinte es doch noch besser!“

Mr. Lee machte sich von den weichen Mädchenarmen los; er liebte solche Nührscenen nicht und war empört.

„Deutsches Blut!“ brauste er endlich auf, „eine Amerikanerin würde diese Tollheit nicht begangen haben!“

„Nun bin ich keine Erbin mehr, Onkel Lee?“ frug Jenny zwischen Lachen und Weinen.

„Nein, Miß, sondern eine Bettlerin!“ rief Mr. Lee, von welcher ich in dieser Minute meine Hand abziehe. Eine Bettlerin, die demüthig an die Thüre ihrer reichen Verwandten klopft und um Gnadenbrod bittet.“

„Sie nehmen mir meine Hoffnung und meinen Glauben nicht, Onkel Lee,“ sagte Jenny in bittend weichem Tone, „sie klopft an um eine Heimath und um ein wenig Liebe und man wird es ihr gewähren. Das ist Alles, was Ihres Freundes Tochter bedarf. Auch ich schätze Geld und Gut nicht hoch nach meines Vaters Lehren und auch Sie, lieber Onkel Lee, wissen wohl, daß es noch Höheres und Besseres giebt als eine reiche Erbschaft, die Andere unglücklich macht, oder Sie wären meines theuren Vaters bester Freund nicht gewesen.“

Mr. Lee sah das junge Mädchen zweifelnd an; er schien nicht recht zu wissen, ob er es bewundern oder verachten sollte. „Ich gehe,“ sagte er endlich, nicht ohne Nührung; „ich gehe in meine Heimath zurück, denn hier wären wir eigentlich so weit fertig.“

„Nein, wir sind nicht fertig, sondern wir wollen nun Alle erst anfangen recht glücklich zu sein!“

Ein schnappender Ton fiel in Jenny's Rede; ihr Vormund klappte das Schloß der rothen Briestafche geräuschvoll zu.

„Verzeihung, mein lieber Freund,“ bat Jenny nach einer Weile, „Sie dürfen mir nicht zürnen; Sie sollen keinen Groll gegen mich haben! Ich wußte mir nicht anders zu helfen und war doch nun einmal fest entschlossen diesen Reichthum nicht zu besitzen, nachdem ich erfahren hatte, daß ich so viel Jammer in eine glückliche Familie gebracht hatte.“

„Sie handelten kindisch, unbesonnen, rasch und werden später noch genug diese thörichte That bereuen!“ brummte der Vormund.

„Nie, nie, nie werde ich bereuen, was ich gethan habe!“ rief Jenny. „Darf ich aber die Wahrheit zu sagen riskiren? Handelten Sie nicht vielleicht selbst ein klein wenig rasch, als Sie in den alten Gesetzbüchern stöberten, statt Ihr gutes, menschenfreundliches Herz zu fragen? Hätten Sie darin gelesen, so würde es Ihnen gewiß einen andern Rath gegeben haben, als einem in Armuth aufgewachsenen, einfachen Mädchen eine große Erbschaft verschaffen zu wollen, die gar nichts damit anzufangen wüßte, ebenso wenig mit dem großen Hause und allem andern Zubehör!“

Der Amerikaner stülpte den Deckel auf die Spiritusflamme, daß sie erlosch. „Mein Frühstück ist mir gründlich verleidet,“ brummte er, „das war eine theure Flamme. Hunderttausende verflackert wie einen Fidiibus; aus Leichtsinne, aus fabelhaftem Leichtsinne!“

„Aus Menschenliebe!“ sagte Jenny leise.

„Das war der streitige Punkt mit Ihrem Vater,“ fuhr Mr. Lee fort, „worüber wir uns nie vereinigen konnten, er blieb stets unpraktisch und mißachtete das Geld; und das hat er Ihnen gelehrt.“

„Mein Vater lehrte mich Menschenliebe und Gottvertrauen und ich danke ihm dafür,“ rief Jenny in Thränen ausbrechend und mit glühenden Wangen.

„Gut,“ sagte Mr. Lee, „mein Wahlspruch ist: Recht muß Recht bleiben. Doch da ich, ohne Beweise in den Händen, auch gegen Ihren Willen nicht ferner handeln kann und da sich verbranntes Papier nicht wieder ganz machen läßt, so ist auch alles fernere Reden überflüssig.“

„Und während wir hier reden,“ fiel Jenny ein, „leben Andere, die mir lieb und theuer sind, in Angst und Sorgen, die ich mit einem Wort zerstreuen kann. Adieu, lieber Onkel Lee; ach mir ist so wohl, so leicht! Ich bin so froh wie nie in meinem Leben. Geben Sie mir die Hand und blicken Sie mich wieder gütig und freundlich wie sonst an.“

Mr. Lee fühlte sich in seinem starren Rechtsgefühl zu sehr gekränkt, als daß er so schnell hätte verzeihen können. Er nahm die ihm gereichte Hand nicht an und wandte sich grollend ab.

„Sie werden mir noch vergeben, lieber Onkel Lee,“ sagte Jenny in bittendem Ton. „Ich wollte ja Sie nicht kränken und ich kenne Ihr Herz zu gut, als daß es lange zürnen könnte.“

Sie eilte hinaus und schlüpfte in Viola's Stube. Leise, auf den Zehen, um die Schläferin nicht zu wecken, schlich sie an's Bett und beugte sich darüber.

Viola schlief nicht, ihre blauen Augen sahen Jenny groß und völlig wach an. „Du schläfst ja nicht!“ rief Jenny.

„Ich konnte nicht schlafen, aber ich habe mich ganz ausgeruht,“ sagte Viola.

„Nun,“ jubelte Jenny, „dann sollst Du auch gleich hören, was ich Dir zu sagen habe!“ Und sie beugte sich an Viola's Ohr und flüsterte ihr einige Worte zu.

Da sprang Viola in die Höhe und schlug die Hände zusammen und schlang ihre Arme um Jenny's Hals. „Ist's auch wahr?“ frug sie.

„Gewiß wahr!“ sagte Jenny und nickte ganz fröhlich, „denke, Du hättest nur einen bösen Traum gehabt, den die liebe Morgen Sonne verschencht.“

Da erscholl die Frühstücksglocke.

„Komm geschwind aus den Federn!“ scherzte Jenny, die vor Lust und Freude strahlte, deren Seele sich wie losgebunden fühlte, seit sie zum ersten Male Anderen Glück zu bereiten fähig war.

Und fröhlich half sie Viola beim Ankleiden, dann eilten Beide in den Gartensalon hinab.

Der Vater und Curt waren schon hier und standen im Gespräch an der offenen Glashüre, welche auf die Terrasse führte.

„Guten Morgen, Papa!“ rief Viola heiter; aber indem sie ihm die Hand zum Gruße bot und in sein gramvolles Gesicht sah, überwältigte sie die Aufregung, in der sie sich befand. „Papa, wir bleiben hier!“ rief sie, indem sie sich schluchzend an seine Brust warf.

„Wer sagte Dir das?“ frug Herr von Steinthal ernst.

„Jenny sagt es!“ rief Viola, „sie ist so gut, sie will das Erbe nicht, sie wußte ja gar nichts davon!“

Jenny stand von Gluth übergossen daneben. „Lieber Dunkel,“ sagte sie, „ich kam hierher nach meines Vaters Willen, um eine Heimath für die Waise in Ihrem Hause zu finden. Ich ahnte nicht, daß mein Kommen so viel Kummer und Leid gebracht hatte!“

„Das ist nicht Deine Schuld, liebe Nichte,“ erwiderte Herr von Steinthal; „fürchte nicht, daß ich Dir zürne und endigen wir lieber dieses nutzlose und peinliche Gespräch.“

„Nein, bester, theurer Onkel,“ bat Jenny, „lassen Sie mich aussprechen. Ich nehme die Erbschaft nicht an. Ich bitte nur, verstoßen Sie mich nicht, lassen Sie mich in Ihrem Familienkreise leben, wie mein Vater es wünschte.“

„Liebes, gutes Kind,“ sagte Herr von Steinthal gerührt, „ich glaube wohl, daß Du nach diesem Reichthum nicht verlangst, der vielleicht Deine reine Seele nur bedrücken würde. Aber Dein Wille entscheidet diese Angelegenheit nicht. Dein Vormund ist entschlossen keinen Zoll breit von Deinem Rechte zu weichen und er befindet sich in dem Besitz von Dokumenten, die Deine Ansprüche vollständig beweisen.“

„Aber diese Dokumente,“ fiel Jenny ein, „sind — ich habe sie verbrannt!“

„Verbrannt!“ riefen Curt und Viola zugleich und das Gesicht ihres Vaters ward todtenblaß.

Eine lange Pause entstand.

Endlich schien Herr von Steinthal einen Entschluß gefaßt zu haben. „Selbst dies ändert nichts,“ sagte er fest und ruhig, „was Du in jugendlicher, überwallender Herzengüte gethan hast. Zwischen ehrlichen Leuten bedarf es nicht der schriftlichen Beweise; ich habe Dein Recht anerkannt und demgemäß muß ich handeln, auch wenn, wenn wir Alle darüber verarmen müssen.“

„Papa! Papa!“ schluchzte Viola.

Der Justizrath war während dieses Gesprächs in den Salon getreten. „Welcher Edelmuth von beiden Seiten!“ rief er; „so scheint unser liebes Schönkind herrenlos zu sein, wenn es der Eine nicht annehmen und der Andere nicht behalten mag! Gibt es denn da keinen Mittelweg, der die streitenden Parteien vereint?“

In diesem Augenblicke trat Mr. Lee reisefertig herein. „Ich komme um Abschied zu nehmen,“ sagte er kalt, „mein Hiersein ist überflüssig geworden, seit Miß Jenny eigenmächtig gehandelt hat und mir die Beweise fehlen, um mein ferneres Wirken zu unterstützen.“

„Fürchten Sie nicht, Mr. Lee,“ sagte Herr von Steinthal, „daß ich aus der Handlungsweise meiner Nichte Nutzen zu ziehen gedächte!“

„Onkel Lee!“ rief Jenny in Thränen ausbrechend, „o gehen Sie nicht fort, gehen Sie nicht im Zorne von mir! O wie schrecklich ist es, daß ich das Unglück mit dem besten Willen nicht aufzuhalten vermag! Nehmen Sie mich mit, Onkel Lee; o nehmen Sie mich mit fort von hier! Hätte

ich nie dies Haus betreten, in welches ich den Jammer bringen mußte!" Sie sank auf einen Stuhl hin und bedeckte weinend ihr Gesicht mit den Händen.

Die Anderen standen stumm einander gegenüber.

Ueber das rauhe Gesicht des Amerikaners glitt ein Zucken. Er liebte dieses Kind so sehr; er hatte ja nur sein Glück im Auge gehabt; er hatte es aus seinen niedrigen Verhältnissen auf die sonnige Höhe einer glänzenden Lebensstellung emporheben wollen; er hatte dieses Werk mit einer harten, unbeugsamen, trotzigem Gewissenhaftigkeit auszuführen getrachtet. Aber auch er hatte sich verrechnet und ihr Herz, ihr Gemüth so wenig dabei in Betracht gezogen.

Ihr bitteres Weinen that ihm in innerster Seele weh. Hatte er seinem Freunde nicht versprochen dieses Kind zu behüten, als ob es sein eigenes sei und ihm eine traute Heimathstätte zu bereiten? Und statt der Liebe, die es so begehrte und bedurste, hatte er ihm Reichthum geben wollen und die einzigen Herzen, die der Waise verwandtschaftlich nahe standen, hatte er feindlich von ihr abzuwenden sich bemüht!

Vielleicht hatte sie doch Recht gehabt, als sie ihm kühn die Mittel aus der Hand nahm, seinen Zweck weiter zu verfolgen?

Aus den Augen des ernstern Mannes strahlte eine aufquellende Rührung.

„Sollen wir ihr das Herz brechen mit diesem Reichthum, den sie nun einmal nicht mag?“

Eine derbe Hand legte sich auf die Schulter des Herrn von Steinthal. „Gut,“ sagte der Amerikaner, der seine innere Bewegung unter einem phlegmatisch trockenen Tone verbarg. „Thun wir dem Eigensinn seinen Willen. Behalten Sie Schönlinde und dieses Engelskind dazu; bereiten Sie ihm eine Stätte der Liebe, die es verdient und denken Sie, der alte Murrkopf Lee sei niemals in Ihrem Hause gewesen. Geben Sie der Waise treue Eltern und Geschwister, eine glückliche, friedliche Heimath. Nun, allen falschen Stolz beiseite, schlagen Sie ein!“

Damit hielt er Herrn von Steinthal seine breite Hand hin, welche schon den Reisehandschuh trug.

Herr von Steinthal zögerte noch; aber seine Kinder hielten ihn schon umschlungen, seine zaudernde Hand erfassend.

„Nun es sei, um Eurer Aller Willen,“ rief tiefaufathmend der mächtig ergriffene Mann. „Komm, Jenny, mein theures drittes Kind, ich gelobe

Dir ein wahrhafter Vater zu sein, Dich zu lieben und zu hüten. Gesegnet sei Dein Eingang in dieses Haus, dem Frieden und Glück zurückgegeben sind!"

"Jetzt, fürchte ich," fiel der Justizrath nach einer Weile humoristisch ein, "bin ich eigentlich überflüssig, denn da nun sich Alles in Frieden auflöst, braucht's den Advokaten nicht mehr. Was?" Dabei blinzte der alte Herr schelmisch den Amerikaner an und deutete mit glücklichem Gesicht auf die Gruppe der frohen Menschen, die sich umschlungen hielten.

"Nun erst recht brauchen wir Sie, wenn auch Gottlob nicht als Juristen, so doch als treuen Herzensfreund!" rief Herr von Steinthal und ergriff des Freundes Hand.

"Und auch den Reiserock ziehen wir wieder aus!" rief Jenny, deren Gesicht wie eine thauige Maienrose unter Thränen lachte. "Unser lieber Onkel Lee darf jetzt nicht fort, wenn wir Alle so glücklich sind."

"Na, gleich geht's nun nicht fort, wie ich im ersten Aerger wollte," brummte Mr. Lee gutmüthig; "ein paar Tage will ich mir's hier noch mit ansehen. Will sehen, daß meiner Taube ein weiches Nestchen bereitet wird. Hätte freilich nicht gedacht, daß das sanfte, weiße Täubchen einen solchen Trozkopf haben und meinen harten Sinn mürbe machen könne."

"Aber nun, Jenny, komm zur Mama; sie weiß noch von nichts und ist voll Sorge und Kummer allein in ihrem Zimmer. Wir Beiden wollen die Freudenboten sein! Sie kennt ja auch ihr neues Töchterchen noch gar nicht!"

"Nein, Ihr Mädchen," fiel der Vater ein, "überlaßt das mir. Die Mama ist zu leidend und schwach und kann auch die Freude nur erst tropfenweise vertragen. Ein voller Becher des Glückes, wie Ihr ihn reichen würdet, könnte ihr schaden."

"Nun so wollen wir hinaus in den Garten, mir ist es hier zu eng; ich bin zu aufgereggt, um's in der Stube aushalten zu können!" jubelte Viola und bald eilte sie mit Curt und Jenny die Stufen hinunter und unter den alten Linden hin den Garten entlang.

"So wollen wir," meinte der Justizrath lachend, "auf den gedeckten Tisch deutend, „das Frühstück nicht verachten. Wie es mir scheint, sind wir zwei Alten allein geblieben."

"Auch ich habe eigentlich noch nicht gefrühstückt," sagte Mr. Lee, "denn mein Thee wurde mir heute Morgen gründlich verdorben."

Und so setzten sich die beiden alten Herren zusammen nieder und holten das versäumte Frühstück nach.

Oben aber flossen Thränen der Freude, als Herr von Steinthal seiner Gemahlin die frohe Botschaft tropfenweise beigebracht hatte.

Und diese Thränen waren für lange, lange Zeit die letzten, welche in Schönlinde geweint wurden.

Mythologie des Nordens.

Von

Ludwig Kuhls.

Odhin (Wuotan).

Wili. We. Hönnir. Loki. Frigg. Freya. Walküren. Bragi.
Iduna. Saga.

Odhin, gewöhnlich Ddin geschrieben, von den alten Deutschen Wuotan oder Woban genannt, wird billig allen Göttern vorangesezt, denn er ist der Vater derselben, er ist derjenige, der die Einheit im Kreise der Asen bildet, und der von der Allmacht und dem ganzen Wesen des alten einigen Gottes am meisten bewahrt oder in sich aufgenommen hat.

Wir haben Ddin schon in der Welterschöpfungsgeschichte kennen gelernt. Es sind da drei Brüder, die Söhne Börs, welche dieses Werk vollbringen, nämlich Ddin, Wili und We. Allein die beiden Letzteren scheinen nur beim Ordnen der Welt thätig gewesen zu sein. Später sind sie den Menschen ganz aus dem Gedächtnisse verschwunden. Ddin scheint seine Brüder beerbt, ihre Eigenschaften in sich aufgenommen zu haben. Wie Ddin auf den Geist, so scheint Wili auf Wunsch und Willen zu deuten, We den Begriff der Heiligkeit, die Heiligung zu enthalten. Ddin ist aber nicht nur der weiseste, sondern auch der willensstarke, der sittenreine, der heilige Gott. Wegen seiner vielumfassenden Eigenschaften führt er noch viele andere Namen. Er selber zählt in einem Eddaliede, das ihn reden läßt, 49 derselben hinter einander auf, und andere Lieder nennen wieder andere, von denen viele nicht mehr zu deuten sind, weil sie sich auf verlorengegangene Geschichten beziehen. Er selbst sagt in einem Eddaliede:

„Eines Namens genügte mir nie,
Seit ich unter die Völker fuhr.“